

Das Opfer [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nätin. Wie lang? Machen Sie mir keine Fissemadente... Fernand, möge Sie die Friederike leide, ja oder nein?

Unzelmann. Ich glaube ja... Diesmal glaub ich's... So gern, wie Sie meinen, Elisabeth! Aber Sie wissen ja selber, was dazwischensteht...

Nätin. Ihre Eh, die unglückliche Jugendtorheit... Ich hab' sie gesucht, Unzelmann, bin ihr nachgegangen, lang, der Person, die sich Ihre Frau nennt; endlich hab' ich sie bereit g'funde, Ihne unter gewisse Bedingunge aus em Weg zu gehe, für immer!

Unzelmann. Ach, wieder frei zu werden! Frei dieser Fesseln! Halten Sie es für möglich, Elisabeth? Aber das Kind? Wo bleibt das Kind?

Nätin. In Mainz is es, Ihr Felixche, in guter P'fleg, bis sein Vater wieder für's Sorge kann!

Unzelmann. Das dank' ich Ihnen, Elisabeth! Wie dank' ich es?

Nätin. Wie? Das werd' ich Ihne gleich sage! Zuerst noch das: Ihre Frankfurter Gläubiger will ich auf mich nehmen, die Entschädigung für den Kontraktbruch, die Sorg für Ihre Scheidung und für Ihr Kind, davor steh ich. Sie awer verspreche, daß Sie mir das Mädchen, die Mica, nicht nach Berlin locke — jetzt nicht!

Unzelmann. Mica soll ich preisgeben? Sie, die sich verzehrt in Sehnsucht nach der Bühne, nach ihrem natürlichen Beruf!

Nätin. Zu dem könne Sie ihr helfe! Awer nit auf liederliche Weis'. Sorge Sie, daß Sie in Berlin zu Ehre komme, halte Sie sich brav, dann will ich Ihne selber bei Friederikens Eltere um das Kind frage. Der Madam Unzel-

mann wird hernach kei Mensch verwehre, wenn sie auch zur Bühn' geht...

Unzelmann. Meine Frau? Mica! Dazu wollten Sie mir ver-helfen?

Nätin. Dazu, ja, will ich helfe!

Unzelmann. Aber lang, lang wir'ds gehen, bis ich so weit bin! Wenn Mica mir — sie ist so schön — indessen abspen-ftig gemacht wird, mir verloren geht, mir und der Kunst! Nein, ich nehme sie lieber mit, gleich mit, das andere kann ja später...

Nätin. Nein, Unzelmann, dar auf läßt sich die Nätin nicht ein! Erst soll der Herr sich emal zusammennehme, zeige, daß es ihm ernst is! Dann wird mer ihm die reife Frucht fröhlich in d'Hand lege. Will er sie unreif vom Baum reife, mag er; awer dabei tut die Nätin nicht mit!

Unzelmann. Glauben Sie wirklich, daß Friederike mich noch lieben kann, wenn ich so falt scheine, den Tugendbold spiele, sie nach Hause schicke!

Nätin. Ist sie so dumm, daß ihr en Schuft lieber wär als en Mann — dann lasse mer den Grasaffe sitze, Unzelmann! Und nun gewe Sie acht: In zwei Stunde steht eine Extrapo-st am Escheheimer Tor; wartet die umsonst, so haw ich mer ewe in Ihne getäuscht, Fernand; fährt aber mei Postillon mit eme tapfere Mann der neue Heimat zu — dann sein Sie doch nit ganz umsonst so lang der Nätin lieber — lieber Sohn geweje! (Sieht ihm lang und warm ins Auge, dann in fester Haltung ab).

VIII. Auftritt. Unzelmann.

Unzelmann. Noch schwerer, diese Rolle, Elisabeth, die schwerste meines Lebens! Ob ich sie durchführen werde? (Indem er sich zum Gehen wendet, fällt der Vorhang.)

(Schluß folgt.)

Das Opfer.

Novelle von Irma Goeringer, Berlin.

(Fortsetzung.)

Eidith stellte das Licht so, daß es die Kranke nicht stören konnte, nahm ein Buch aus ihrem Koffer und legte sich angekleidet auf ihr Bett.

Aber sie vermochte nicht zu lesen. Die Aufregung zitterte noch in ihr nach. Sie stellte sich vor, was geschehen wäre, wenn der Anfall Frau Volker gepackt hätte, ohne daß jemand bei ihr war. Die Männer saßen vergnügt bei ihrem Glase Bier, während die Frau und Mutter mit dem Tode rang. Freilich hatte niemand an eine solche Gefahr gedacht; aber wodurch war sie überhaupt entstanden? Die Worte des Arztes klangen ihr im Ohr: „Jedenfalls ist das Herz schwer angegriffen, überanstrengt, in gewissem Sinne verbraucht. Man hat das sehr oft bei Frauen, die bei harter Arbeit sich nur ungenügend ernährten und dadurch ihre Kräfte vor der Zeit erschöpften...“

Es liegt aber doch eine entsetzliche Grausamkeit darin, dachte Eidith. Und warum geschah das? Die Not hat Mutter nicht zu diesen dauernden Entbehrungen, dieser übermäßigen Arbeit gezwungen. Was sie antrieb, sich nur das Nötigste zu gönnen, ihre Kräfte bis zur Ermattung auszunützen, war das Verlangen, ihrem Kinde ein besseres Leben zu verschaffen, als sie selbst es hatte. Durch Liebe wurde sie auch nicht verwöhnt. Ihre Fehler trug keiner in Geduld oder half ihr mit einstichvoller Strenge, sie abzulegen; keiner stärkte ihre guten Eigenschaften mit Zuspruch und der Freude daran. So wurde sie, was sie heute war, eine raue Natur, die jede weiche

Regung verbarg, sich ihrer fast schämte, die oft verdrossen ihr mühseliges Tagewerk vollbrachte und die doch in sich einen Schatz verschlossen hielt — die hingebendste Mutterliebe! Heinz aber, dem dieser Reichtum gehörte, stellte sich, als ob er nichts davon wisse, ja, er mehrte jeden Hinweis darauf ärgerlich ab. Und Eidith hatte sich abwehren lassen... Aus Feigheit! Sie fürchtete sich vor ihrem Geliebten, wie ein Kind vor dem allzustrengen Lehrer. Sie scheute sein Stirnrunzeln, das unmutige Achselzucken, die barschen Worte. Sie vermied es, seinen Unwillen hervorzurufen aus Angst, daß er sie dann weniger lieben könnte. Heimlich bangte sie ja immer um den Besitz des Mannes, ohne den ihr ein Leben unerträglich schien. Zu sehr hatte sie sich schon an ihn verloren. Sie war ja gar kein eigener Mensch mehr, nur ein abhängiges Geschöpf, das vor einer Laune des Gebieters zitterte. Wurde sie so ihrer Aufgabe gerecht, tat sie auf diese Weise ihre Pflicht? Nein, sie handelte nicht wie ein freier, stolzer Mensch handeln soll, der seine Liebe zugleich als Verantwortung fühlt, sondern wie eine ängstliche Sklavin, die vor der Peitsche zittert. Den alten einschneidenden Fehler des Weibes, sich in mutloser Unterwürfigkeit zu ducken, hatte auch sie begangen.

Gewiß, sie wollte sich willig und einsichtsvoll der Autorität des Mannes fügen in allen Fragen des äußern Lebens und stets da, wo seine Erfahrung und Kenntnis die ihren übertrafen. Aber sie durfte nicht willenlos

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Wilhelm Balmer, Basel-Bern.

Frühlings Erwachen.

geschehen lassen, daß Heinz seine Fehler gedeihen ließ wie üppiges Unkraut, daß er ihr Schweigen gebot, wenn ihre Einsicht die bessere, edlere, gütigere war. Sie mußte es wagen, ihm die Dinge zu zeigen, wie sie sie sah, wenn sie ihren Blick geprüft und richtig befunden, und sie durfte sich nicht einschüchtern lassen zu einem gefälligen Zumundereden, aus Furcht vor ein paar bösen Worten oder einem augenblicklichen Groll. Heinz war ein Mensch, der selbst ein starkes Streben nach Gerechtigkeit hatte. Sie aber zog nur Eigendünkel und Rechthaberei in ihm groß, wenn sie niemals wagte, eine Meinung der seinen entgegenzustellen. Ihr Verhältnis zueinander hatte sich bereits so gestaltet, daß er befahl und sie blindlings gehorchte. Er nahm es ihr schon übel, wenn sie einmal von einem Unwohlsein geplagt wurde und dann nicht so ausschließlich zu seiner Verfügung stand, wie er es gewohnt war. Aus Furcht, ihn zu verstimmen, verbarg sie daher manchmal ernstliche Schmerzen vor ihm und getraute sich nicht, sich die Ruhe zu gönnen, die nötig war, um das Uebel zu lindern. So begann sie schon dem Egoismus des Mannes Opfer zu bringen, die sich später an ihrer eigenen Gesundheit rächen mußten. Und war ihm damit dann gedient?

Sie mußte Heinz zu der Einsicht bringen, daß ihre Verbindung eine gegenseitige, große Verantwortung war. Eines hatte die Pflicht auf des andern seelische und körperliche Gesundheit zu achten, damit sie zusammen ein Menschenpaar bildeten, das der Gesamtheit Nutzen

brachte. Davon aber waren sie weit entfernt auf dem Wege, den sie bisher gegangen. So wurde sie nur ein Spielzeug der verliebten Laune eines Mannes, nicht aber der vollwertige Gefährte, auf den sich der Mann in schweren Stunden wie auf sich selbst verlassen konnte. Die Ehe sollte dazu da sein, daß sich zwei Menschen in gegenseitiger Hilfe, in gemeinsamer Arbeit vervollkommneten, nicht aber, daß der eine den andern verbrauchte in egoistischem Besitzwillen, zum Schaden des Schwächern und sich selbst nicht zu Nutzen. Edith gelobte sich, daß sie von nun an einem ernstern Ziel in ihrer Liebe nachstreben wolle, daß dieses Gefühl reinen Segen bringen solle für ihren Mann und sie.

Ihr war, als habe sie Heinz noch nie so geliebt, wie in diesen Stunden. Ihr Wollen galt ja nur seinem Glück, der Bereicherung seines Lebens. Wieviel konnten sie sich geben an Daseinschönheit, wenn sie in völligem Vertrauen aufeinander, in bestem Verständnis für ihr innerstes Empfinden sich in treuer Hingabe liebten! Edith war ja willig, dem Geliebten entgegenzukommen. An dem Ernst, mit dem sie an sich arbeitete, an der Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Pflichten erfüllte, an der Zärtlichkeit, die sie seinen Wünschen entgegenbrachte, sollte er erkennen, daß er für sie den Inhalt ihres Seins bedeutete, daß ihr vornehmstes Streben seiner Anerkennung galt.

Edith lag auf der Seite, den Kopf in die Hand gestützt, und schaute in die flackernde Flamme der Kerze. Da hörte sie unten die Haustür gehen; die Männer

kamen heim. Die Uhr zeigte auf die zweite Morgenstunde. O weh, das würde ein schweres Aufstehen werden für den Vater, der sonst schon immer um zehn Uhr ins Bett kroch! Edith mußte unwillkürlich lächeln, wenn sie sich Karl Volklers Katermiene vergegenwärtigte; sein Brummen wirkte immer komisch auf sie. Es war so unendlich viel Gutmütigkeit darin. Die Schwiegertochter dachte oft, daß es gar nicht schwer sein könnte, Karl Volker zu einem aufmerksamen Gatten zu erziehen. Die Anlage besaß er sicher. Aber die Mutter hatte es nicht über sich vermocht, die eigene Sprödigkeit zu überwinden und den Mann mit Liebe zu erziehen. Seltsam, wie diese beiden trefflichen Menschen aneinander vorbeigelebt! Heinz besaß viel Ähnlichkeit mit der Mutter. Er war auch gleich bereit, etwas aufzugeben, sich zu verschließen, und wer sich nicht mühte ihn zu verstehen, um dessen Begreifen warb er auch nicht. Es würde immer Ediths Aufgabe sein, den Weg zu ihm zu suchen...

Einen Augenblick hatte das Mädchen daran gedacht, die Männer noch von dem Unwohlsein der Mutter zu verständigen. Aber dann überlegte sie, daß dadurch ja nichts mehr gebessert werden könnte und der Schlaf jetzt wichtiger für die beiden sei als Unruhe und Sorge. Es genügte, wenn sie wachte.

Und das tat sie getreulich bis zum frühen Morgen. Dann zog sie sich geräuschlos an, um die Mutter nicht zu wecken. Aber so stark auch die Einspritzung gewesen, noch stärker war das Pflichtgefühl, das Frau Volker jahrelang um die gleiche frühe Stunde weckte. Punkt sechs Uhr schlug sie die Augen auf. Edith stand sofort an ihrem Bette.

„Guten Morgen, liebste Mutter! Du bleibst jetzt schön liegen; ich werde schon alles besorgen. Du brauchst dich gar nicht aufzuregen. Ich mache den Laden auf und richte das Frühstück. Den Vater wecke ich auch. Wenn du mich und Heinz ein bißel lieb hast, bist du jetzt schön folgsam. Nachher erzähle ich dir alles, jetzt sollst du noch schlafen!“

Frau Volker hatte sich zwar sehr entschlossen ausgerichtet — sie wollte nicht krank sein — aber kraftlos sank sie wieder in die Kissen zurück. Die Nachwirkung des Krampfes und der betäubenden Einspritzung ließ sich nicht so schnell überwinden. Ediths zuversichtliches Wesen flöste ihr auch Vertrauen ein. Die Schwiegertochter würde es schon schaffen; auf die war Verlaß. Beruhigt schloß Frau Volker wieder die Augen.

Edith arbeitete fleißig. Sie hatte der Schwiegermutter ja oft genug geholfen, sie wußte, wo sie angreifen mußte. Vor dem Hinuntergehen klopfte sie bei den Männern an. Ein knurrender Laut gab Antwort. Nun, möchte der Vater noch ein Stündchen schlafen, es war ja Sonntag; da drängte die Arbeit nicht! Und in liebevoller Fürsorge kochte Edith den Kaffee in der Stärke, wie er sich nutzbringend nach einer hierbefeuchteten Nacht bewährt.

Als sie vorsichtig nochmals bei der Mutter nachschaute, schlief die Kranke fest. Gegen acht Uhr pochte Edith nochmals bei Volker senior und junior an. Diesmal wirkte es besser. Vater und Sohn tauschten ungnädige Bemerkungen über die späte Stunde. Da ging Edith befriedigt wieder in die Stube hinunter und stellte das Frühstück bereit. Gleich darauf erschienen Vater und Sohn.

„Guten Morgen!“ sagte Karl Volker verlegen. „Es ist etwas spät geworden...“

„Das macht ja nichts an einem Sonntag,“ entschuldigte Edith freundlich. „Guten Morgen, Heinz!“

„Morgen!“ Heinz hielt sich den Kopf und sah höchst ungnädig aus. „Was ist denn das für eine Art, daß du die Nächte hindurch liegst, Edith? Ich sah gestern nacht noch Licht bei euch. Soviel Mücksicht könntest du doch auf die Mutter nehmen! Sie hat ja keine Ruhe durch deine schlechte Angewohnheit. Laß das also in Zukunft; ich will es nicht!“

„Es ist auch nicht gut für deine Augen, Kind,“ fügte der Vater hinzu. „Nebrigens, wo ist denn die Mutter?“

„Sie schläft noch,“ sagte Edith ruhig.

„Schläft noch? Ja, wer hat denn die Arbeit hier unten gemacht? Es ist ja schon alles in Ordnung!“

„Ich hab's gemacht. Du mußt nicht erschrecken, Vater, aber Mutter ist krank!“

„Nanu?“ Karl Volker schnitt ein großes Stück Brot ab und schaute seine Schwiegertochter mehr fragend als erschreckt an. Auch Heinz war nicht sonderlich bewegt. Sein sehr ausgewachsener Vater machte ihm augenscheinlich mehr Kummer. Er meinte sogar spöttisch: „Haft du ihr die Zimperlichkeit nun glücklich eingeredet?“

Das war zuviel für Ediths Temperament. Die ernste Sorge um die Mutter, die schlaflose Nacht hatten ihre Nerven ohnehin gereizt, und die Gleichgültigkeit der Männer, die im Grunde nichts war als eine gewisse Bequemlichkeit, empörte sie.

„Ich habe der Mutter gar nichts eingeredet,“ sagte sie scharf. „Sie hat diese Nacht einen Anfall bekommen, indem sie bewußtlos wurde. Ich holte den Arzt, der ihr eine Einspritzung machte. Das half. Jetzt schläft sie. Das Licht in unserem Zimmer brannte, weil ich bei deiner Mutter wachte, Heinz. Der Arzt wird übrigens bald kommen; der kann es dir noch selber sagen, daß es sich nicht um eingeredete Zimperlichkeiten handelt!“

Die beiden Männer starrten das junge Mädchen gänzlich verblüfft an. Schließlich stotterte Karl Volker erstaunt: „Woher kommt das denn?“

Und Heinz klammerte sich noch an die Hoffnung, daß es nicht so schlimm sei: „Edith übertreibt sicher! Woher sollte Mutter auf einmal krank sein?“

Das junge Mädchen erkannte nicht, daß sich hinter diesen unbeholfenen Fragen eine geheime Angst verbarg. Sie dachte nur an die Worte des Arztes, an das, was Frau Volker ihr von ihrem Leben erzählt hatte, und an das Erlebnis dieser Nacht. Sie grollte den Männern, die hier vor ihr saßen in der Fülle ihrer Kraft, zwei prachtvolle Gestalten, und sie verglich im Geiste damit die Frau, von deren Herz der Arzt sagte: „Vor der Zeit verbraucht!“ Ihre Empörung befreite sich in harten Worten:

„Ihr fragt noch, woher es kommt, daß Mutter auf einmal krank ist? Von euch kommt es, von eurer Gleichgültigkeit, von eurem Egoismus, der euch keine Zeit läßt, an andere zu denken! Ihr habt keine Augen dafür im Kopf gehabt, daß sich die Mutter mehr angestrengt hat, als eine Frau vertragen kann. Ihr habt die besten Bissen aus der Schüssel gefischt und euch nicht darum gekümmert, ob sie auch genug hatte. Wenn sie vom Waschen und Scheuern in fremden Häusern

das kräftigere Essen mit nach Hause brachte und euch hinsetzte, dann ist euch nie der Gedanke gekommen: Was hat denn sie gegessen? Wenns euch nur schmeckte! Die Mutter hat soviel gearbeitet wie du, Vater; aber sie hat nicht dieselben Kräfte dazu gehabt und nicht die gleiche Ernährung. Wenn du in der geheizten Werkstatt saße, dann quälte sie sich in der kalten Stube bei einem Lichtstümpchen mit heimlicher Arbeit, um für den Heinz noch etwas zu erübrigen, weil das, was der Vater gab, zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig war. Und dazu habt ihr beide an ihrem Herzen gezerrt in anderer Art: der Heinz, wenn er monatelange nichts von sich hören ließ, daß die Mutter in Angst um ihn fast verging, der Vater, indem er durch Jahre nur Schelten und Brummen über den Sohn hatte und sich jede Hülfe abquälte ließ. Wie eine Schutzmauer ist die Liebe der Mutter um dich gewesen in der ganzen Zeit deiner Entwicklung; sie hat sich gegen des Vaters Willen gestemmt und dir durchgeholfen, weil sie, die Frau, die ihr immer dumm scheltet, mehr von deiner Begabung verstand, als der Vater, dem du sie verdankst. Seit deinem ersten Tage hat deine Mutter nur für dich gelebt, Heinz; mit ihrer Kraft hat sie die deine genährt, für dich hat sie sich verbraucht! Hast du ihr das jemals gedankt? Hast du deine Mutter in deinem Herzen so hoch gehalten, wie du müßtest? Nein, über ihre Fehler bist du zu Gericht geseffen, ihre kleinen Schwächen hast du verspottet, deine Liebe ihr aber immer verborgen! Und der Vater? Er war der Herr im Haus, trotz der Mutter Eigenwillen. Aber er hat nie daran gedacht, daß Herr sein über einen andern mehr bedeutet als nur Rechte haben. Seine Pflicht hat er vergessen. Er hätte sich fragen müssen, wird's auch nicht zuviel, was die Frau schafft? Ihre Klagen, daß sie sich nicht wohl fühle, sind überhaupt nicht beachtet worden. Wenn ihr doch soviel weitblickender, erfahrener und klüger seid als die Frau, so gebt auch auf sie acht, schont sie und sorgt dafür, daß euch euer Arbeitstier erhalten bleibt! Seit ich hier im Hause bin, habe ich hundertmal gehört, welche Fehler die Mutter hat und was sie nicht recht macht. Aber von ihren guten Eigenschaften, von dem vielen Braven, Tüchtigen, Treuen und Guten schweigt ihr. Darüber ein Wort zu verlieren, kommt euch nie in den Sinn. Ihr meint's nicht schlimm; aber ihr vergeßt, daß eine Frau sozusagen auch ein Mensch ist und daß kein Mensch ohne Sonne leben kann, wenn er nicht verkümmern soll. Sonne aber ist für die Frau die Liebe und Anerkennung des Mannes. Daran hat's bei euch gefehlt, und darum sage ich: Wenn die Mutter jetzt zusammenbricht, ist es eure Schuld! Wäret ihr nicht so lieblos, hättet ihr sie davor bewahren können! So, jetzt wißt ihr's!"

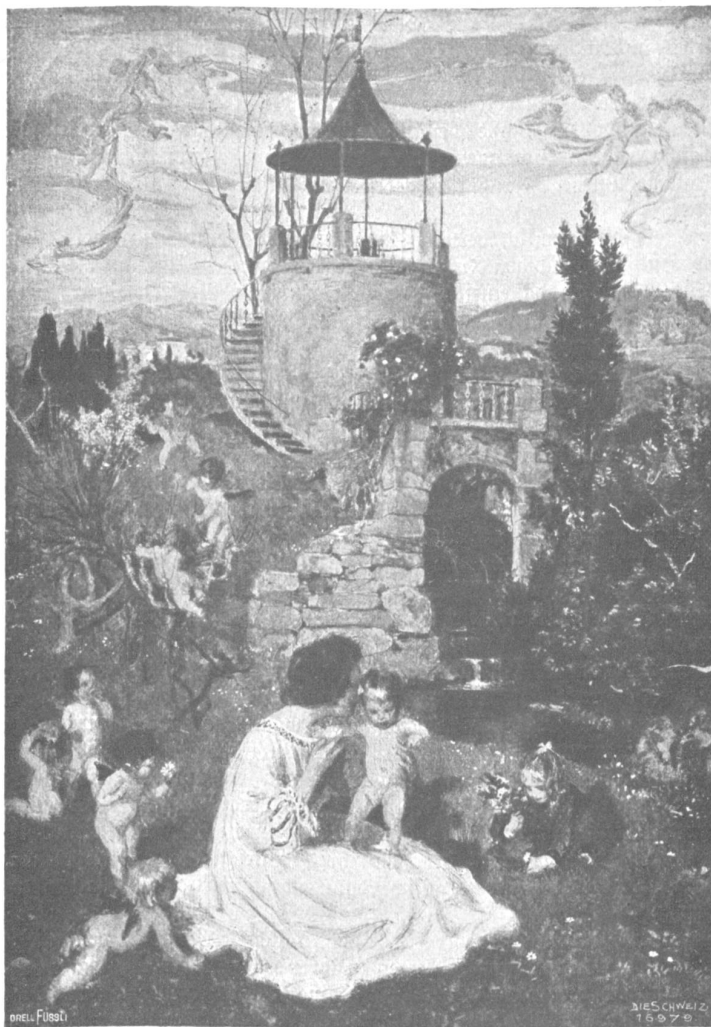
Ebith hielt empört inne. Sie hatte sich immer mehr in die Erregung gesteigert, und

ihre Worte prasselten auf die Männer nieder wie ein völlig unerwarteter Hagelschauer. Sie wußten nicht, was sie antworten sollten, und saßen noch eine Weile stumm am Tisch, als Ebith schon mit dem Frühstück zur Mutter hinaufgegangen war. Der Vater erhob sich zuerst schwerfällig und machte sich allerhand in der Werkstatt zu tun. Heinz folgte ihm, trat ans Fenster und schaute gedankenlos auf die Straße.

„Da kommt der Doktor,“ sagte er plötzlich.

„Wo?“ Karl Volker schaute neben dem Sohn vorsichtig über die Milchscheibe weg auf die Straße. Beide betrachteten den Doktor, als sei er ein höchst verwunderliches Naturspiel. Dann gingen sie, wie auf Verabredung, in den Laden und schielten auch da mit äußerster Spannung durch einen Türspalt. Der Arzt ging wirklich die Treppe hinauf.

„Hm,“ brummte Karl Volker nach einer Weile, „wer hätte das gedacht! Ich hab's wahrhaftig immer gut mit der Mutter gemeint! Daß sie sich zuviel tut, das kam mir halt nicht in den Sinn. Man hat eben auch immer den Kopf voll. Freilich, wenn ich das gewußt hätte! Die Ebith mag schon in vielem recht haben! Du, die kann aber reden...“



Wilhelm Balmer, Basel-Bern. Frühlingssonne.
Original im Kunstmuseum von Schaffhausen.

„Ja, das kann sie,“ bestätigte Heinz bedrückt. Ihm war noch ganz wirbelig zu Mute. Seine gehorsame Edith, das ihn vergötternde Mädchen, das schon bei einem strengen Blick zusammenzuckte, das er restlos zu beherrschen glaubte! Er sah noch ihr kluges Gesicht, aus dem ihm die Augen empört entgegenflamten. Wie sie den Kopf in den Nacken warf und in freier, stolzer Haltung vor ihm stand, furchtlos seinem Zorn die Stirn bietend! Er hätte sie an den schlanken Armen packen und schütteln mögen, daß sie ihm diese Auflehnung zu bieten wagte. Und doch, was konnte er ihr vorwerfen? Wenn die Mutter wirklich so krank war, dann hatte sie ja mit jedem Worte recht. . .

Unruhig wartete er, daß der Arzt zurückkam. Als er seinen Schritt auf der Treppe hörte, trat Heinz in den Hausflur. Edith begleitete den Doktor. Wie sie Heinz sah, rief sie ihn und machte die Herren bekannt.

„Ihr wollt gewiß noch selbst von Herrn Doktor hören, wie es Mutter geht? Sie entschuldigen mich wohl; ich möchte gleich wieder hinaus. Sie können sich also darauf verlassen, Herr Doktor, daß Ihre Anordnungen pünktlich befolgt werden!“

„Davon bin ich überzeugt, gnädiges Fräulein!“ Der Arzt verbeugte sich sehr respektvoll; dann begleitete er Heinz in die Stube. Karl Volker kam aus dem Laden herbei und begrüßte den Doktor, den er von Ansehen kannte.

Was Edith den Männern angekündigt hatte, wurde ihnen in vollem Maße bestätigt. Eine augenblickliche Gefahr bestand nicht mehr; aber die größte Schonung, sorgsame Pflege, Fernhalten jeder Aufregung war geboten.

„Ich bin ziemlich beruhigt, da ich die Patientin in der Hut des gnädigen Fräuleins weiß,“ sagte der Arzt. „Sie haben sich da einen Schatz erobert, Herr Volker! Soviel Klugheit, Umsicht, Güte und Anmut, ich gratuliere Ihnen aufrichtig!“

Heinz verbeugte sich stumm. Er fühlte sich höchst unbehaglich. Die Schilderung des Arztes hatte ihn getroffen wie ein persönlicher Vorwurf. Er war froh, als er mit dem Vater allein war.

Karl Volker fragte sich bedenklich den Kopf: „Das ist ja eine nette Geschichte! Was machen wir nun?“

Heinz zuckte die Achseln: „Ich werde mal rüberlaufen und die Cousine Anna bitten, daß sie kommt und in der Wirtschaft hilft. Man kann es Edith nicht zumuten, die Mutter zu pflegen und die Hausarbeit zu machen.“

„Nein, das nicht! Aber geh' lieber rauf und frag' erst, ob es recht ist! Die Mutter mag die Anna nicht, und über der Edith ihren Kopf weg möchte ich auch nicht beistimmen.“ Karl Volker hatte plötzlich einen großen Respekt vor seiner Schwiegertochter bekommen.

Seufzend entschloß sich Heinz, in das Krankenzimmer hinaufzugehen. Aber da kam Edith schon die Treppe herunter. Die Männer brachten ihren Vorschlag an. Edith überlegte einen Augenblick; dann schüttelte sie den Kopf:

„Nein, das wollen wir lieber sein lassen! Mutter mag nicht, wenn neugierige Augen in ihrer Küche stöbern. Es ist auch gar nicht nötig. Das bißchen Arbeit hier unten besorge ich in den Frühstunden, bis Mutter auf-

wacht. Sie soll jetzt immer bis acht Uhr schlafen. Dazu nimmt sie ein Mittel ein. Dann, während ich sie besorge, seid ihr ja unten für die Kundschaft. Und nachher, wenn ich koche, wird Heinz so lieb sein und der Mutter Gesellschaft leisten. In ein paar Tagen, wenn sich der Körper von dem Anfall erholt hat, soll sie sowieso viel an die Luft. Das kann Heinz besorgen. Sie können den ganzen Vormittag zusammen im Hofgarten sitzen. Und nachmittags, wenn sie ausgeschlafen hat, gehen wir zusammen oder abwechselnd wieder mit ihr ins Freie. So macht sich das ganz gut, und wir brauchen keinen Fremden. Findet ihr nicht auch?“

Die Männer wußten keinen bessern Rat, und so stimmten sie zu. Edith wollte jetzt für das Mittagsbrot sorgen und schickte Heinz ins Krankenzimmer. Er fand die Mutter sorglich gebettet, ein bißchen matt, aber ganz zufrieden in ihren Kissen liegend. Sie freute sich, als sie den Sohn sah, und gab sich Mühe, ihm jede Sorge zu zerstreuen. Das rührte ihn so sehr, daß er in seiner weichen Stimmung gute und herzliche Worte fand. Frau Volker rühmte Edith:

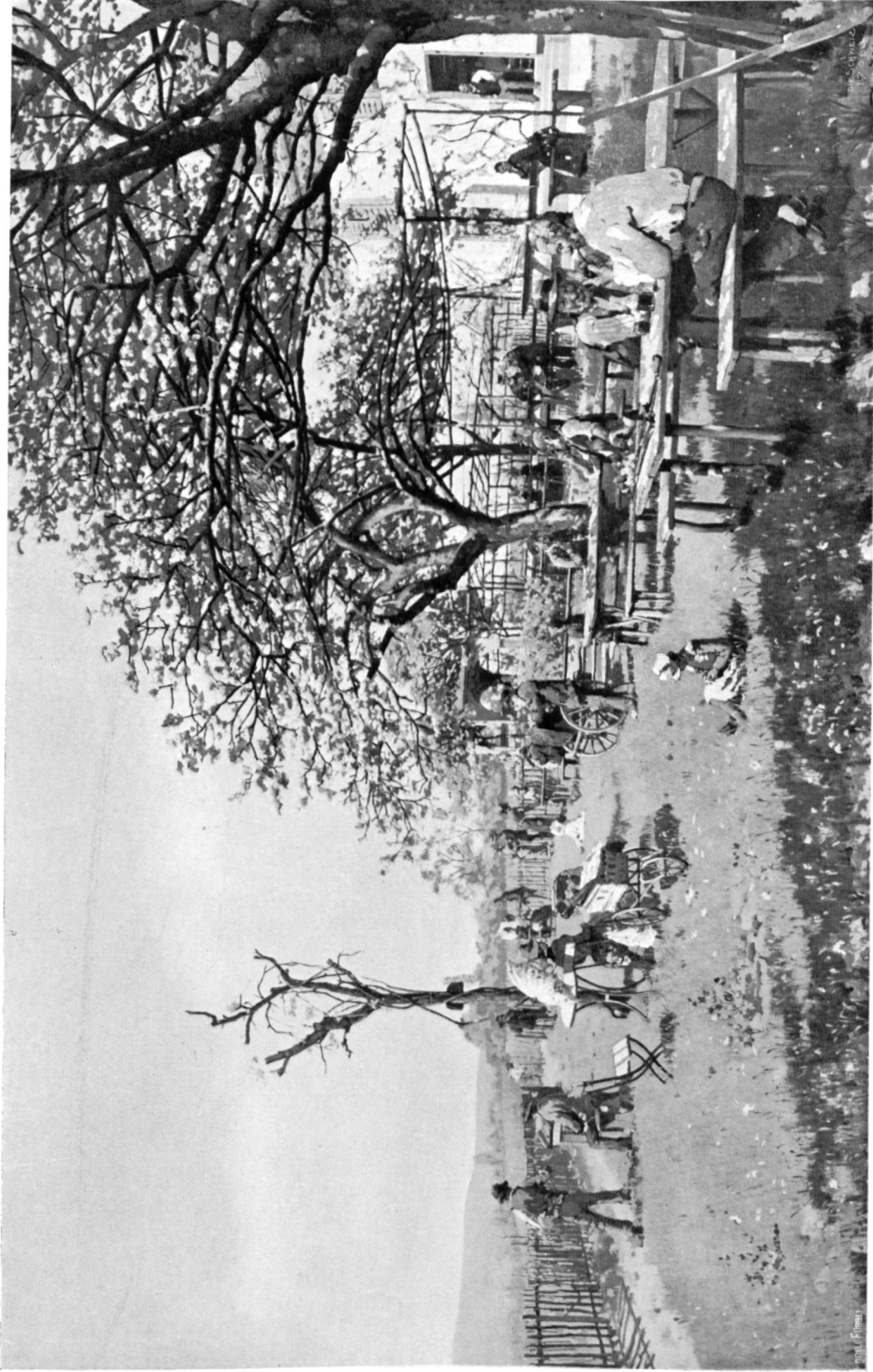
„Die ist brav!“ sagte sie. „Man kennt einen Menschen an der Art, wie er einen anpackt, wenn er krank ist. Die Edith greift fest zu, wenn es sein muß, und ist doch zart dabei. Es geht ihr auch alles so flink und sicher von der Hand. Man glaubt's gar nicht, daß sie so 'ne verwöhnte Generalstochter ist!“

Aber Heinz glaubte es wohl. Das war wohl die gute Rasse, das Soldatenblut, das heute unter seidenen Decken und morgen auf offenem Felde schlief, wie es das Schicksal verlangte, unerschrocken und tatkräftig, ein scharfer Feind, aber auch ein zuverlässiger, treuer Kamerad voll herzensewarmer Innigkeit. . .

Ach ja, Heinz hätte zufrieden sein sollen! Und doch war er es nicht. Seine Manneseitelkeit hatte einen zu empfindlichen Schlag erhalten. Das Weib, das er zu seiner Frau machte, mußte ganz in seiner Gewalt sein, ihm nach Gutdünken preisgegeben, sein Geschöpf. . .

Wie Edith es bestimmt hatte, entwickelte sich unter ihrer Leitung die Hausordnung und die Pflege der Kranken. Alle befanden sich sehr wohl dabei: Frau Volker erholte sich so rasch, daß der Arzt lächelnd meinte, hier trieben wohl Zauberhände ihr Spiel, und Edith zufrieden zunicke. Aber die wehrte ab.

Sie wußte, daß allerdings ein Zaubermittel bei der Genesung wirksam war; aber ein anderer als sie übte es aus. Heinz widmete sich ausschließlich der Mutter. Zuerst saß er stundenlang an ihrem Bett, las ihr leichte Erzählungen vor oder plauderte mit ihr von frühern Zeiten. So hatte Frau Volker ihren Jungen noch nie für sich gehabt, soviel hatte er ihr nie von sich gegeben. Glückselig ruhte ihr Auge auf ihm, wenn er ihr vorlas. So schön und männlich war doch keiner wie der Heinz. Und wie er sich erzählen ließ! Alles wollte er wissen: wie es ihr ergangen, ehe der Vater sie heiratete, wie sie es möglich gemacht, mit dem bißchen Geld hauszuhalten, wie sie seine Begabung zuerst beachtet habe! Alle ihre kleinen Geheimnisse entriß er ihr in den langen, langen Plauderstunden an ihrem Bett und dann später unter den alten herrlichen Bäumen des Hofgartens an den stillen Morgen und den satten, schmeichelnd warmen Nachmittagen. Und dann sprach er auch



Daniel Hily, Genf.

Frühlingmorgen.
Motiv aus Petit-Lancy bei Genf.
Phot. Hermann Kind, Winterthur.

von sich. Aber was er erzählte, war nur Gutes. Seine heitern Erinnerungen kramte er vor der Mutter aus wie Spielzeug vor einem Kinde, und gerade so harmlos fröhlich freute sie sich daran. Dann erzählte er ihr auch Ernstes, schilderte ihr die Städte, in denen er gelebt, Schicksale von Menschen, die er gekannt, und dachte manchmal mit Beschämung, wie sehr er doch seine Mutter unterschätzt. Edith hatte recht: nur der Anregung bedurfte dieser helle Verstand, um lebhaft zu erfassen und das Gehörte klug durchzuarbeiten. Und was er bisher nur vom Vater gedacht, das übertrug er jetzt auch auf die Mutter: Was hätte aus ihr werden können, wenn andere Ver-

hältnisse, eine andere Lebenslage ihre Anlagen zur Entfaltung gebracht! Aber die Mutter war zufrieden. Ihr genügte es, daß der Sohn sein Ziel erreicht hatte, in seinem Glück fand sie das ihre wieder. Und als ein besonderes Geschenk galten ihr diese Wochen, in denen sie den Sohn für sich hatte und seine Liebe fühlte. Heinz selber fühlte sich unendlich bereichert durch dieses innige Verhältnis zur Mutter. Es tat seinem Stolz so wohl, daß er sich innerlich freudig zu ihr bekennen durfte. Ihm war, als sei sie ihm neu geschenkt worden. Und wem dankte er das? Seiner Braut!

(Schluß folgt).

Die Entdeckung der ältesten bisher nachgewiesenen Skelettüberreste des Menschen.

Nachdruck verboten.

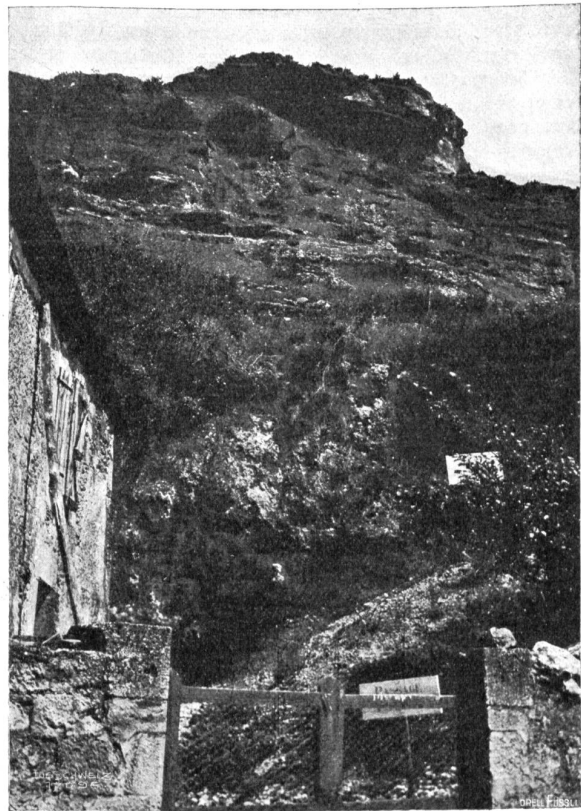
Mit sieben Abbildungen.

Einen ganz außerordentlichen bedeutsamen Fund verdanken wir den neuesten Ausgrabungen eines zu Basel ansässigen Schweizer Archäologen, Herrn Otto Hauser, der seit mehreren Jahren in Südwestfrankreich, im Tale der Vézère, systematisch die bisher bekannten, aber nur oberflächlich ausgebeuteten Stationen der ältern Steinzeit und dazu noch einige von ihm selbst entdeckte neue durchforscht hat und mit seiner Arbeit daselbst noch lange nicht fertig ist. Diese ergaben im Laufe des vergangenen Sommers die Freilegung der Ueberreste eines menschlichen Skeletts der sogenannten Acheuléenkultur, die nicht übertrieben gegen 400,000 Jahre alt sein dürften. Was will nicht diese ganz unglaublich klingende Zahl besagen! Hat doch vor noch nicht hundert Jahren der von dem großen Georges Cuvier aufgestellte Satz in der Wissenschaft allgemeine Geltung besessen, daß der Mensch ein Produkt der jüngsten Zeit sei und zur Eiszeit noch gar nicht gelebt habe! Und nun gelingt es der Forschung, seine Anwesenheit in körperlichen Ueberresten einige hunderttausend Jahre und in den von ihm kunstlos zugeschlagenen Steinwerkzeugen sogar drei bis vier Millionen Jahre zurück bis in das mittlere Tertiär nachzuweisen! Was wird uns nicht noch alles das kaum begonnene neue Jahrhundert offenbaren!

Die Stelle, an der dieser für die Menschheitsgeschichte ganz einzigartige Fund gemacht wurde, liegt im oberen Teile des Vézèretales an einer Talverzweigung, wo auf der Terrasse eines Felsenvorsprungs die Pioniere der prähistorischen Forschung Lartet und Christy zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Feuersteinwerkzeuge und Küchenabfall von den Mahlzeiüberresten des Jägers um die Wende der vorletzten Eiszeit fanden. Nach der Bezeichnung dieser Lokalität Le Moustier wurde dann diese Kultur im Gegensatz zu dem vorausgegangenen Acheuléen und dem folgenden Solutréen — ebenfalls nach zwei berühmten Fundplätzen in Nordfrankreich und im Rhonetal von Gabriel de Mortillet so genannt — als Moustérien bezeichnet.

Zehn Meter unterhalb jener Fundstelle begann Herr Hauser im November 1907 in einer bis dahin durch moderne Bauten der wissenschaftlichen Forschung unzugänglichen Höhle zu graben, wobei eine Menge Artefakte, besonders Faustkeile, dann Messer, Schaber und Bohrer aus Feuerstein der vorhingenannten Acheuléenstufe zutage kamen. Da fielen am 7. März vorigen Jahres dem Aufseher seiner Arbeiter einige Knochenfragmente auf die Schaufel, die er sofort richtig als menschliche Extremitätenreste erkannte. Der ihm erteilten Weisung gemäß ließ er sofort Herrn Hauser rufen, der kam und die Grabung alsbald unterbrach. Bis tief in die regnerische Märznacht hinein arbeitend, ließ er die geöffnete anderthalb Meter tiefe Stelle wieder mit Erde bedecken, um die Skelettreste möglichst vor den für sie verderblichen Witterungseinflüssen zu schü-

gen. Am 10. April ward in Gegenwart einer Anzahl französischer Beamter und Aerzte der Umgegend das Skelett soweit freigelegt, daß der Schädel sichtbar wurde, und ein offizielles Protokoll über den feierlichen Akt aufgestellt. Mit der Hebung des Skeletts und besonders des Schädels wartete Herr Hauser, bis am 9. August die von ihm geladene Gesellschaft, bestehend aus neun Anthropologen und Prähistorikern, nach Erledigung des Frankfurter Anthropologenkongresses im Vézèretal eintraf. Von ihnen ward Professor Hermann Laatsch aus Breslau als der bedeutendste der anwesenden Anatomen mit der überaus heikeln Aufgabe betraut, die ungeheuer morschen Skelettreste, die bei der Freilegung meist sofort in Staub zerfielen, mit aller Vorsicht herauszuschälen. Von der Hebung des ganzen Schädels konnte keine Rede sein, und da wurde in dreitägiger mühs-



Zugang zur Grotte von Le Moustier, in der die Ueberreste des «Homo Moustériensis Hauseri» gefunden wurden.